

**Zeitschrift:** Zürcher Illustrierte  
**Band:** 2 (1926)  
**Heft:** 15

**Artikel:** Garuda  
**Autor:** Hauff, August Allan  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-833731>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# «GARUDA»

ROMAN VON AUGUST ALLAN HAUFF

(Nachdruck verboten)

## Erstes Kapitel.

1

Frühmorgens riß die Zofe die Tür des Schlafzimmers auf, stürmte wie eine Verfolgte zu ihrer Herrin, Schrecken in den fahlen, notdürftig geschminkten Zügen, in den Händen, die wie aufgeschaukelte Tauben in der Luft flatterten, eine entfaltete Zeitung.

Ein Diener, der sie in der Tür verschwinden sah, blickte ihr nach und schüttelte den Kopf. Dann ging er die breite Hoteltreppe hinab.

Es war ein Vormittag im Oktober mit herbstlicher Sonne; die Stores, welche die Fenster verdeckten, schienen mit gelber Seide gefüllt zu sein; Schatten unvergleichlich hoher Eichen spielten wie wohlherzogene, gesittete Kinder und bogen sich leicht im Wind.

Die Erwachende blickte verständnislos auf die Zofe, die wie eine Mänade vor ihr stand, aufgelöst und mit irren Augen. «Was ist?» fragte sie schnell. «Gnädige Frau, es ist —» Sie stockte und begann plötzlich zu weinen.

Gräfin Xenia nahm ihr die Zeitung aus der Hand. «Geh!» befahl sie. Sie hatte Tränen, weil sie ihr fremd waren; niemals hatte sie geweint.

Demütig ging die Zofe aus dem Zimmer.

Gräfin Xenia setzte sich aufrecht und suchte in dem Morgenblatt nach der Nachricht, die ihre Zofe so erschüttert hatte. Ihr Blick fiel auf einen gesperrt gedruckten Absatz; mit unbeirrbarer, fremdem Lächeln las sie von dem Selbstmord eines Jünglings, der Kongiony hieß. Ihr war, als höre sie diesen Namen zum ersten Male. Erst langsam entsann sie sich der Vorgänge des letzten Abends.

Sie waren weit auf den See hinausgerudert, das Ufer erschien wie ein schmaler Strich. Unwahrscheinlich hoch stand der Himmel. Feuchter Nebel lag wie graue Seide über dem Wasser. Kongiony war merkwürdig still, sie vernahm nur das gleichmäßige Einschlagen der Ruder und das Summen der tief spielenden Mücken. Beunruhigt fühlte sie seine Blicke an sich hinabgleiten. Plötzlich zog er die Ruder ein. In dieser Sekunde verändert sich sein ganzes Wesen. In sein weiches Gesicht kam ein Ausdruck von Entschlossenheit. Die Zähne aufeinandergebissen, verschränkte er die Arme wie ein Mann, der sein Schicksal bezwingen will.

«Sie müssen mir gehören,» stieß er leidenschaftlich hervor. «In dieser Stunde müssen Sie mir gehören!»

Xenia antwortete: «Sie sind ein Kind!» Und lachte.

«Sie spielen mit mir, Gräfin!» Fragend und mahnend zugleich sagte er es.

«Natürlich, glauben Sie, ich nähme Sie ernst?»

«Sie werden mich ernst nehmen müssen. Sie sollen glauben, daß ich Sie liebe!»

«Sie schwärmen, Kongiony, warum muß man da von Liebe sprechen?»

«Ich will von Liebe sprechen,» rief er ungezügelt und riß ein Etui aus der Tasche, in dem sich ein Schmuck von auserwähltester Schönheit befand. «Nehmen Sie, nehmen Sie, ich will Sie überzeugen, daß alles, was ich habe, das Ihre ist!»

Xenia schüttelte den Kopf. «Fahren Sie zurück,» forderte sie.

«Ich will, daß Sie die Kette um den Hals legen,» schrie Kongiony ganz entfesselt. «Wenn ich Sie nicht durch Liebe gewinnen kann, dann will ich Ihre Gunst erkaufen. Ich fahre nicht zurück. Eher bringe ich das Boot zum Kentern. Sagen Sie, was fordern Sie? Mein Schloß, mein Vermögen? Ich gebe Ihnen alles. Nehmen Sie mein Leben für Ihren Besitz, ich will mich töten, wenn ich Sie nicht besitzen darf!»

Xenia sagte spöttisch: «Das ist zu wenig, mein Lieber. Nun machen Sie ein Ende, ich langweile mich.»

«Nicht früher, als bis Sie mir gehören!» Er sprang nach ihrem Sitz und warf die Kette in ihren Schoß. Xenia nahm sie in die Hand und warf sie in die Wellen. In ihrem Blick verlor seine Energie. Taumelnd ließ er von ihr ab.

Xenias Stimme klang fast mitleidsvoll, als sie sagte: «Sie wissen nicht mit Frauen umzugehen, Kongiony. Sie dürfen meine Hände küssen. Sie dürfen mit mir tanzen, warum belohnen Sie mich so schlecht? Um Liebe bittet man nicht, Liebe erringt man. Sie haben keine Kraft. Man kann Sie nicht lieben.»

Kongiony starrte in den Himmel, als werde ein Todesurteil über ihn gesprochen, seine Muskeln lösten sich, und seine Züge wurden wieder weich wie die eines Mädchens. Vernichtet ruderete er das Boot zum Ufer. Sie reichte ihm die Hand, als sie von ihm ging. Kongiony übernahm sie. «Nun werde ich sterben,» sprach er leise, wie für sich.

«Schlafen Sie sich aus,» rief ihm Xenia über-

legen zu und bestieg ihr Automobil, Kongiony zurücklassend. —

Nun hatte sich Kongiony erschossen. Gräfin Xenia wußte kaum, was es sie anging. War dieser Jüngling nicht ein Unwürdiger, der ihre Gnade schlecht zu danken wußte? Warum mußte er mehr fordern? War sie eine Kokotte, die für Gold und Perlen ihren Leib hingab?

Nur eine kurze Meldung stand in der Zeitung, weiter nichts. «Aus noch unaufgeklärten Gründen erschoss sich gestern nacht der Sohn des bekannten Afrikaforschers Kongiony. Man

Diese Einbildung eines Wesens, das sie lieben mußte, hatte sie in die Welt gelockt. Manchmal empfand sie etwas wie Schuld, aber diese Bürde drückte nicht schwer. Nur in jenen Stunden empfand sie diese düsteren Gedanken, in denen das Lachen rings um sie verstummte. Dann versank sie in einen Abgrund, aus dem kein Weg wieder herauszuführen schien.

Lebte nicht irgendwo Graf Astgard, dessen Namen sie trug? Sie erschauerte leicht, als sie sich in die Stunde zurückversetzte, in der sie ihn verließ. Vor Jahresfrist war es gewesen, und



Frühling in Weggis am Vierwaldstättersee

Phot. J. Gaberell

nimmt an, daß sich der junge Mann, der in den besten Verhältnissen lebte, aus Liebeskummer getötet hat.»

Was sind das für Schwächlinge, dachte Xenia ohne Mitleid. Dieser Kongiony war ein Mensch, der vor einem Berg steht, dessen Gipfel in unermesslicher Ferne schwebt. Niemand wollte sich die Mühe nehmen, die schweren, steilen Wege zu erklimmen, die zu ihm führen. Wenige Waghalsige gab es, die abstürzten oder auf halbem Wege kehrten machten. Die meisten blieben in den Tälern und starrten sehnsüchtig auf den Gipfel, der in roter Sonne glühte. Unter ihnen war Kongiony, der sich das Leben nahm, weil er nicht die schwierigen Wege erobern konnte.

Gräfin Xenia öffnete die Fenster und beugte sich in die Morgenluft, tief Atem holend. Zögernd gestand sie sich, daß es ihr Schicksal war, alle, die zu sehr in ihre Nähe kamen, ins Unglück zu stürzen. War Kongiony der einzige, der seine Liebe mit dem Tod bezahlte? Gab es nicht noch Namen und Gesichter, die sich mit tiefen Buchstaben in ihre Vergangenheit eingeschrieben hatten? Sie alle mußten es büßen, daß Gräfin Xenia in der Welt herumirrte, ein Phantom suchend, von dem sie sich selbst keine Vorstellung machen konnte. Niemand verschenkte sie sich, ihr Sehnsucht gehörte diesem Phantom, das nicht war und nicht kommen konnte. Darum mußten die Kongionys sterben, die nicht von ihrem Lächeln leben konnten. Sie wollten fressen wie Tiere auf der Weide.

plötzlich schien ihr die Zeit ihrer ruhelosen Reisen nur ein unwahrscheinlicher Traum gewesen zu sein. Sie lehnte sich wieder in die Kissen zurück und erwartete mit einem dunklen Gefühl der Erinnerung, daß aus irgendeiner Tür Graf Astgard kommen werde, um sie zu wecken. Bitter lächelte sie und begriff, daß sie in Paris war, wo es keinen Grafen Astgard gab. Staunend fragte sie sich, wie es möglich sein konnte, einen Menschen so leicht zu vergessen, der ihr Gatte und der Vater ihres Kindes war. Ganz plötzlich kam ein nie gekanntes Gefühl über sie, weil sie an dieses Kind dachte, das sie vergessen hatte wie alles, was hinter ihr lag.

Wie war es doch gewesen? Hatte sie sich dieses Kind ersehnt? War sie nicht mit ängstlich aufgerissenen Augen durch die Räume ihres Hauses gegangen, als sie wußte, was ihr bevorstand? Sie hatte nur empfunden, daß dieses Kind ihr die Welt raubte und ihre Flügel brach, jäh war sie aus dem Rausch und dem Wollustgefühl ihrer Schönheit erwacht und befand sich mitten im Alltag, sich unbedeutend fühlend wie ein enträtseltes Geheimnis. Dann war sie geflohen von dem Kind, dem Gatten und dem Alltag. Wie eine Göttin trieb sie unerhörten Kult mit sich, griff in fremde Schicksale ein und formte unbekannte Seelen nach ihrem Willen. Die Macht, die durch ihre Schönheit ihr gegeben war, spielte sie aus wie die Könige im Eckart, unbezwingbar die Gegner besiegend und ihren Willen diktierend. Aber jetzt genügte die

einfache Frage, die sie sich stellte, ob ihr Kind wohl verändert war und ob es nach seiner Mutter rief, um alle diese Gefühle zu vernichten.

Gräfin Xenia faltete die Zeitung zusammen und legte sie auf das Tischchen. Unendlich belanglos war der Tod des jungen Menschen, sie hatte die Nachricht schon vergessen. Langsam erhob sie sich, ging in das Badezimmer und ließ lauwarmes Wasser in das marmorne Becken fließen. Umständlich und dabei ein paar Züge einer leicht parfümierten Zigarette rauchend, nestelte sie ihr Nachtwand auf und strich, als sie hülsenlos war, mit flachen Händen über ihre Hüften. Sie legte die Zigarette in den Aschenbecher und warf einen tiefen Blick in den Spiegel, der ihr das Bild eines traumhaft schönen Wesens zeigte, dessen Zartheit fast durchsichtig erschien und dessen Haut wie Ambra leuchtete. An dieser Pracht genas ihre wunden Gedanken, es war ihr, als schwebte über ihrer blonden Haarflut eine Krone, und wissend, daß ihr Anblick Stolz zu ihren Füßen warf und Zaghaftigkeit entflammen ließ, pries sie sich glücklich, Herrscherin zu sein, und opferte dieser Minute grenzenloser Hingabe an die Welt ihre Pflichten.

Aber als ihre schmalen Glieder laues Wasser umspülte, legte sich ein grauer Schleier um ihre Augen, das polternde Geräusch eines Schrittes auf dem Gang weckte sie aus ihren Träumen und raubte ihr die Krone.

Nach dem Bad schlüpfte sie in einen seidenen Kimono und legte sich auf den Diwan. Halb schloß sie die Augen; die Arme aufwärts reckend, legte sie die Hände unter ihren Kopf und überließ sich dem Gefühl der Erschlaffung.

Eine seltsame Vision stellte sich ein; sie sah das Bild, das sie vor wenigen Minuten im Spiegel gesehen hatte, gekleidet in viele Felle getöterter Maulwürfe, zu nächstlicher Stunde das vertraute Haus im Grunewald verlassen. Ein lächelnder Herr erwartete sie am Bahnhof und bestieg mit ihr einen Zug, der sie in schöne, sonnige Gegenden brachte. Aber als sie mit ihm im Schatten hoher Zypressen spazierte, wußte sie, daß dieser Mann nur ein Vorwand für sie gewesen war, ihren Gatten zu verlassen. Ebenso wenig wie diesen liebte sie ihn, er war ihr fremd und gleichgültig, und als sie ihm das sagte, brach er zusammen und reiste am andern Tag zurück. Dann gab es abenteuerliche Reisen und bewegte Wochen. Voll Sehnsucht suchte sie nach einem Menschen, dessen Geist ihrer Schönheit ebenbürtig war. Ein Bild schwebte ihr vor, etwas Unerfüllbares, aber die Menschen, die sie traf, waren Fabrikanten, mißverständene Künstler, Spieler, Makler, Diplomaten und Steuerbeamte, sie wußten nichts aus ihrem Lächeln zu machen, sie griffen nach ihr wie Blinde zum Licht, aber sie versagte sich ihnen, weil sie den Alltag haßte.

Es klopfte an die Tür. Die Zofe trat ein und meldete den Besuch eines Herrn. Zorn über die Störung ließ Xenia auffahren. «Ich bin nicht zu sprechen. Für niemand.»

«Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, aber der Herr war nicht abzuweisen.»

«Wer ist der Herr?» fragte sie unwillig.

«Ich kenne ihn nicht, gnädige Frau.»

«Nun, ich empfangen ihn nicht.»

Die Zofe stand ratlos da.

«Worauf wartest du noch, Henriette?»

«Der Herr sagte, gnädige Frau, er habe der Frau Gräfin eine dringende Nachricht zu überbringen.»

Wieder mußte Xenia an den Grafen Astgard denken. Es war denkbar, daß Astgard einen Freund zu ihr sandte. Vielleicht sehnte er sich nach ihr, vielleicht war das Kind krank. Warum hatte sie ihn niemals während des Jahres benachrichtigt und ihm ihr Verhalten verständlich gemacht? «Wie sieht der Herr aus?»

«Es ist ein alter Herr, gnädige Frau.»

Xenia wurde unschlüssig. «Also schön,» seufzte sie. «Laß den Herrn in den Salon treten. Ich kleide mich an.»

Die Zofe entfernte sich.

Gräfin Xenia kleidete sich sorgfältig an, befestigte eine Orchidee an ihrer Hüfte, benetzte ein Spitzenhütchen mit ein paar Tropfen Parfüm und betrat den Salon.

Der Mann, der auf sie wartete, hatte etwas Ueberlebensgroßes an sich, er sah aus wie ein wandelndes Denkmal. Auf einer breitschulterigen Statur, die das Alter nicht gebeugt hatte, saß ein mächtiger, von der Tropensonne gebräunter Kopf, sein weißes Haar hing wirr in die hohe Stirn hinein, und ein buschiger Bart, der mit seinen Augenbrauen Ähnlichkeit hatte, verdeckte die Mundwinkel. «Kongiony,» sagte er mit tiefer Stimme, sich vorstellend. «Ich bin der Vater.» Gräfin Xenia erblanste nicht, sondern

(Fortsetzung auf Seite 10)



